

Können Sie sich kurz vorstellen? Ihr Name, Geburtsdatum und wo Sie aufgewachsen sind.

Mein Name ist Camille Weiler. Ich bin am 11.09.1935 hier in Noertrange geboren. Ich bin wahrscheinlich der letzte, der hier im Dorf geboren wurde. Ich habe mein ganzes Leben hier verbracht.

Können Sie kurz Ihre Eltern vorstellen? Ihr Name und Ihr Beruf.

Mein Vater hieß Theodore Weiler. Er wurde 1909 geboren und leitete unseren landwirtschaftlichen Betrieb. Meine Mutter hieß Thérèse Reis. Sie wurde 1900 geboren. Die beiden führten ihr Leben lang unseren landwirtschaftlichen Betrieb.

Können Sie Ihre Geschwister kurz vorstellen?

Mein jüngster Bruder Jos Weiler wurde 1940 geboren. Meine Schwester Lydie bzw. Lydia Weiler wurde 1937 geboren. Sie ist leider bereits verstorben. Ich wurde 1935 geboren und bin somit das älteste der drei Kinder.

Wer spielte in Ihrer Kindheit und Ihrem Alltag eine große Rolle?

Das ist eine sehr leichte Frage, das war unsere Mutter. Sie war immer da und unsere Ansprechpartnerin. Sie war lange Zeit immer in unserer Nähe. Unser Vater musste arbeiten, den Hof bewirtschaften. Deshalb war unsere Mutter alles für uns.

Wie alt waren Sie, als die Wehrmacht in Luxemburg einmarschierte und können Sie sich persönlich noch an diesen Tag erinnern?

Ich kann mich noch daran erinnern, dass plötzlich in der Mitte des Dorfs 10-12 schöne Pferde an einem Gartenzaun angebunden waren. Als ich aus der Schule zurückkam, waren die Pferde weg. Ich habe keine Soldaten gesehen, nichts. Sie müssen wissen, wenn irgendwo etwas passierte, schirmten unsere Eltern uns davor ab. Immer auf Nummer Sicher.

Was änderte sich für Sie und Ihre Familie durch die deutsche Besatzung konkret im Alltag?

Erstens musste ich das „C“ ändern. Ich war als „Camille“ mit C eingetragen. Dann kam der Befehl, dass das C durch ein K ersetzt werden musste. Abends musste alles verdunkelt werden, die Ställe, die Häuser. Jede Ortschaft hatte ihren Ortsbürgermeister. Nicht wie heute, wo ein Bürgermeister sich um eine Gemeinde kümmert. Das hier war ein Mann, der nur für Noertrange zuständig war. Der musste dafür sorgen, dass überall verdunkelt wurde. Wegen der Flugzeuge, die im Krieg vorbeiflogen. Die warfen über Deutschland viele Bomben ab. Der Ortsbürgermeister war ein sehr netter Mann. Jemand musste diese Aufgabe übernehmen. Er tat niemandem etwas zuleide. Es hatte einen Vorgesetzten aus Wiltz. Der fuhr abends mit einem Motorrad durch die Dörfer, um zu kontrollieren, ob die Ortsbürgermeister ihren Job richtig erfüllten. Der Ortsbürgermeister hatte neben der Beleuchtung und der Verdunklung noch eine Zuständigkeit. Da so viele Flugzeuge vorbeiflogen und manchmal Bomben fallen ließen – wie hier unten im Dorf, zwischen Noertrange und Winseler, wo zwei Bomben gefallen waren –, hätte ein Feuer ausbrechen können. Deshalb musste der Ortsbürgermeister dafür sorgen, dass nachts immer zwei Männer Wache standen. Die mussten wach bleiben, um zu überwachen, ob irgendwo ein Feuer ausbrach, und um gleich zur Stelle zu sein. Unser Feuerlöschwesen war damals noch nicht so perfekt wie heute.

Änderte sich etwas in der Schule?

Wir hatten nur noch vormittags Schule, bis halb eins. Nachmittags hatten wir frei.

Wie war es mit den Sprachen?

Von Französisch keine Spur. Wir lernten nur Deutsch und Rechnen.

Wie war es mit der Hitlerjugend? Waren Sie Teil davon?

Das ist eine sehr gute Frage. Wir hatten damals eine Lehrerin, die uns die Hitlerjugend schmackhaft machte. Das sei so toll und wir würden in Ferienlager fahren, Sport treiben usw. Sie versprach uns das Blaue vom Himmel. Ich kam nach Hause und erzählte meiner Mutter euphorisch davon. Ich fand es seltsam, dass sie weder dafür noch dagegen war. Ich verstand die Welt nicht mehr. Sonst hatte sie immer eine klare Meinung. Hier wollte sie sich auf keine Seite schlagen. Natürlich wurde uns das in der Schule schmackhaft gemacht. Ich habe schmerzlich darauf gewartet, 10 Jahre alt zu werden, um der Hitlerjugend beitreten zu können. Gott sei Dank kam es nicht dazu.

Wie sah die Lebensmittelversorgung während des Krieges aus? Hatten Sie immer genug zu essen?

Ja, weil meine Eltern einen landwirtschaftlichen Betrieb hatten. Wir aßen unsere eigenen Kartoffeln und Eier. Wir hatten auch noch Vieh im Stall. Da wurde manchmal ein Schwein mehr geschlachtet, als im Bezugsschein stand. Im Krieg gab es Bezugsscheine, d. h. es stand einem nur eine bestimmte Menge Fleisch zu. Weil das aber nicht reichte, musste mein Vater manchmal Dinge tun, die – wie soll ich sagen – nicht ganz ordnungsgemäß waren. Dazu kann ich Ihnen eine Geschichte erzählen. Wenn dann schwarzgeschlachtet wurde, wurden meine Schwester und ich, manchmal auch mein kleiner Bruder, vor die Tür gerufen. Es hieß dann: „Geht nach hinten und schreit!“ Sonst mussten wir immer still sein, am Tisch, überall. Und plötzlich sollten wir draußen herumschreien. Es dauerte lange, bis wir herausfanden, wieso. Für den Fall, dass die Schlachtung der Schweine schief lief. Die wurden ja vorher bewusstlos geschlagen. Wenn nicht genau die richtige Stelle getroffen wurde, schrien sie. Die Kinderstimmen draußen und die Schweine im Stall klangen ziemlich ähnlich. Deshalb konnte man nur schwer feststellen, ob schwarzgeschlachtet wurde. Plötzlich kamen dann die Eltern und riefen uns herein. Es gab wie gesagt diese Bezugsscheine und bei regulären Schlachtungen kam jemand zum Kontrollieren, ein Tierarzt aus Wiltz. Das Fleisch wurde gewogen. Er sah dann, wie viel geschlachtet worden war. Der Mann kontrollierte das streng, denn er musste seinen Job erfüllen, weil er selbst kontrolliert wurde.

Wie empfanden Sie die Stimmung während der deutschen Besatzung? Veränderte sie sich im Laufe der fünf Jahre?

Am Schlimmsten wurde es, als der Gauleiter von einem Tag auf den anderen die Wehrpflicht einführte. Die Leute wurden wirklich – wie soll ich sagen ... es war schlimm für die Luxemburger, als ihre Söhne plötzlich gehen mussten.

Das war also eine Stimmung voller Angst oder was genau?

Angst. Das Nazi-Regime drohte, diejenigen, die nicht mitmachen, umzusiedeln. Unsere Eltern hatten abends immer Angst, ob wir am nächsten Tag noch zu Hause aufwachen würden. Die Umsiedlungen erfolgten immer sehr früh morgens. Da waren die Leute noch alle zu Hause, dann erwischten sie alle zusammen. Um 4 oder 5 Uhr morgens kamen die Nazis und siedelten ganze Familien um. Es herrschte immer eine gewisse Angst.

Bekamen Sie während des Krieges in Ihrem Alltag etwas von Resistenz oder Kollaboration mit?

Ich bekam es mit, ohne es zu wissen. Unsere Eltern, Familienmitglieder und Bekannte achteten darauf, dass wir Kinder nichts erfuhren. Denn Kinder und Verrückte sagen die Wahrheit. Der Besatzer hätte ein leichtes Spiel gehabt, von den Kindern zu erfahren, was zu Hause vor sich ging. Entweder schickten sie uns weg, wenn sie sich unterhielten, oder sie sprachen immer zwischen den Zeilen, damit wir nicht verstanden, was los war.

Am 30. August 1942 wurde die Wehrpflicht in Luxemburg eingeführt. Erinnern Sie sich an diesen Tag?

Ich erinnere mich daran, dass der Mann mit dem Motorrad aus Wiltz mit einem Lautsprecher durch die Dörfer raste. Er verkündete, dass diejenigen, die sich widersetzen würden, vor ein Standgericht kämen. Der Bauer hatte es leicht, der fuhr auf sein Feld. Aber die Leute in den Büros wurden gezwungen, zur Arbeit zu gehen. Sonst wäre es ihnen wie den Lehrern in Wiltz ergangen.

Sie haben den Streik in Wiltz jetzt angesprochen. Haben Sie hier im Nachbardorf etwas davon mitbekommen? Waren Sie selbst in Wiltz? Wie lief das ab?

Wir waren nicht in Wiltz, aber wir erfuhren sehr schnell, dass die Arbeiter die Arbeit verweigerten, dass sie nicht zur Fabrik gingen. Die Lehrer unterrichteten auch nicht. Das machte schnell die Runde.

Wir sprachen gerade über die Zwangsrekrutierung. Ihr Vater versteckte auch zwei Männer, oder?

Ja. Deswegen das Schwarzschlachten, von dem ich anfangs erzählt habe. Da war eine ältere Familie aus Wiltz, die keine Kinder hatte und deshalb weniger Bezugsscheine bekam. Sie mussten zusätzlich die beiden Männer verpflegen. Ich weiß nicht, ob mein Vater sich verpflichtet hatte, aber auf jeden Fall half er diesen Menschen mit Fleisch und Kartoffeln aus, um die zwei jungen Burschen durchzubekommen.

Und für Ihren Vater war sofort klar, dass er helfen würde? Er brachte sich damit ja selbst in Gefahr.

Das stimmt. Lassen Sie mich Ihnen eine andere Geschichte erzählen. Da war auch schwarzgeschlachtet worden, und jeder Haushalt bekam ein halbes Schwein. Einer war dann so schlau, dass er sich den Mund reibend zum Wirt sagte: „Mmh, ich habe ein Schwein von Herrn Weiler aus Noertrange bekommen!“ Da saßen welche, die zuhörten. Es dauerte nicht lange und sie holten meinen Vater ab, mit einem Motorrad mit einem Seitenwagen. Er tischte ihnen natürlich eine Lüge auf, dass er das Geld bräuchte. Das stimmte aber nicht, es war ein Gefallen gewesen. Da hatte er sich eine Moralpredigt eingehandelt.

Können Sie davon erzählen, als sie den Angriff auf die Ideal-Lederfabrik in Wiltz beobachteten?

Zu dieser Zeit wurde hier noch Gerblohe abgeschält. Nicht wie heute mit Motorsägen. Damals wurden die ganzen Stangen ins Dorf hinuntergebracht und auf einen Haufen gelegt. Der Nachbarssohn und ich spielten auf diesen Stangen, es war schönes Wetter. Plötzlich kamen zwei Flugzeuge und es wurde geschossen. Wir konnten nicht schnell genug von dem Haufen herunterkommen und uns unterstellen. Das war die Geschichte mit der Fabrik. Sie drehten um und kamen zurück, um die Fabrik ein zweites Mal anzugreifen. Oben an der Kreuzung, bevor Sie zur Schnellstraße kommen, stand im Krieg eine Flugabwehrkanone, was wir nicht wussten. Plötzlich war der Himmel voller Flugzeuge und die Flak begann zu schießen. Die zwei Jäger – also sportlichere, kleinere Flugzeuge – surrten plötzlich in einem anderen Ton. Wir dachten, sie hätten sie getroffen. Aber dem war nicht so. Die beiden kehrten um und machten sich vom Acker. Und die Flak verstummte.

Wie erlebten Sie die Befreiung im September 1944? Erinnern Sie sich an diesen Tag?

Wir hatten einen Geistlichen, der viel für Musik und Gesang übrig hatte. Als die Amerikaner kamen, ließ er in der Dorfmitte einen Freiheitsbaum aufstellen. Die Dorfbewohner halfen ihm. Es war eine hohe Tanne mit Flaggen und einem Lautsprecher darauf. Es wurden luxemburgische Lieder gespielt. Als die Deutschen später zurückkamen, suchten sie nach

unserem Pfarrer. Glücklicherweise war er rechtzeitig verschwunden, sonst wäre es für ihn zu spät gewesen. Natürlich waren die Menschen euphorisch. Aber dafür genauso enttäuscht, als die Deutschen zurückkamen. Als die Amerikaner zum ersten Mal kamen, fiel während wir schliefen zwischen Derenbach und Eschweiler eine V1 in den Wald. Wir fielen aus den Betten, die Fenster zersprangen, die Häuser bebten. Und der Wald war Kleinholz. Bei dieser V1 muss es eine Fehlzündung gegeben haben, denn die war ja nicht bestimmt, dort im Wald zu explodieren. Aber das hatte gekracht.

Dann begann die Ardennenoffensive. Wo und wie haben Sie die erlebt?

Es hieß plötzlich, die Deutschen kämen und seien schon über die Grenze. Wir beluden schnell einen Pferdewagen und fuhren damit nach Doncols und dann nach Tarchamps. „Wo wollen Sie hin?“ – „Nach Bastogne.“ – „Das hat keinen Sinn. Die Deutschen sind schon dort.“ Wir blieben also ein paar Tage in Tarchamps, wo die Deutschen bereits nach jungen Männern und Pferden suchten. Mein Vater, mein Cousin und noch jemand kamen nachts zu uns ins Haus und versteckten sich tagsüber in einer Scheune außerhalb des Dorfs, damit die Deutschen sie nicht finden. Irgendwann hieß es: „Hier können wir auch nicht bleiben.“ Die Deutschen hatten unsere Pferde in Tarchamps beschlagnahmt, erlaubten uns aber noch, mit dem Pferdewagen nach Hause zu fahren. Dann wurde das Pferd ausgespannt und der Soldat nahm es wieder mit nach Tarchamps. Da waren die Pferde weg. Dann waren wir hier im Keller. Ich kann mich noch erinnern, dass im Dorf ein Schild mit dem Schriftzug „Schade“ stand. Ich hatte es bereits von unten gesehen, verstand es aber nicht. Und das Schild zeigte auch noch auf unser Haus. Ich dachte mir nichts dabei, bis mir klar wurde, dass der Offizier, der sich in unserem Haus einquartiert hatte, „Schade“ hieß. Er hatte sich hinten im Wohnzimmer eingerichtet. Im Flur hatten sie Blöcke im Zick-Zack aufgebaut, damit die Splitter sie nicht treffen sollten. Sie hatten sich gut abgesichert. Wir lagen während der Rundstedt-Offensive im Keller auf den Kartoffeln. Der Herd stand in der Waschküche, sodass wir nur im Keller und in der Waschküche hausten. Mein Vater ging irgendwann zum Offizier ins Wohnzimmer. Als er den Schrank öffnete, sah er seine Schinken dort liegen. Er nahm einen und der Offizier protestierte, die wären beschlagnahmt. Er sagte, der sei für seine Kinder, und brachte ihn zu uns in die Waschküche. Dann begann die Offensive richtig. Die Deutschen wollten am Ortseingang einen Bunker bauen. Das sollte ein Befehlsstand werden. Sie hatten ein tiefes Loch gegraben. Alles sollte mit Tannen, Blech und Erde zugelegt werden. Doch was passierte? Über das Haus hinweg flogen 5-6 Granaten gleichzeitig in das Loch. Alle die dort herumstanden, starben. Dann hieß es, in Noertrange wäre Verrat. Dann kamen sie und warfen uns alle aus dem Keller. Ich erinnere mich, dass wir mit einem Schlitten über *d’Louh* – wo heutzutage das Flugfeld ist – wie eine Herde Schafe über das freie Feld liefen. Die Deutschen hatten Bettlaken mitgenommen, in die sie ein Loch geschnitten hatten. Damit tarnten sie sich im hohen Schnee. So konnten die Amerikaner sie nicht sehen. Wir liefen dort in den Kleidern – vielmehr Lumpen –, die wir eben an hatten. Um uns herum wurde geschossen, aber wir blieben unversehrt. Wir gingen nach Erpeldange in einen Keller. Zu dem Zeitpunkt war das Vieh noch hier. Mein Vater kam einmal pro Tag durch das Tal hoch, um das Vieh zu füttern und zu tränken. Eines Tages war kein Vieh mehr da. Er ging zum Offizier und fragte, wo sein Vieh sei. Der antwortete: „Das haben wir in Sicherheit gebracht.“ Mein Vater sagte, dass oben aber der dicke Bulle stünde, und fragte, warum sie den nicht mitgenommen hätten. Er würde nicht verstehen, dass zwei Bullen miteinander auskämen. Das hätte er lieber nicht sagen sollen. Der Offizier rief seine Landser und mein Vater merkte, dass er in Schwierigkeiten war. Er lief in den Stall und dann in den Keller. Dort lagen die kleinen Kartoffeln – man nannte sie Schweinskartoffeln, weil damit die Schweine gefüttert wurden – zu einer Pyramide aufgestapelt. Er sprang in den Kartoffelhaufen hinein und die Kartoffeln kullerten über ihn, bis sie ihn ganz verdeckten. Unter den Deutschen gab es aber auch Gute. Die Landser kamen angerannt und der eine meinte: „Ach je, der ist längst über alle Berge.“ Obwohl er 5 Meter

tiefer in den Kartoffeln lag. Als er zu uns nach Erpeldange zurückkam, meinte er dann, er müsse nicht mehr hin, weil kein Vieh mehr da sei. Sie hatten alles geschlachtet.

Können Sie uns ein bisschen erzählen, wie Ihr Leben im Keller aussah? Sei es hier in Noertrange oder in Erpeldange. Wie sah Ihr Alltag aus?

Wir haben gebetet. Da gab es nichts zu tun. Ab und an kamen die Landser, die Soldaten, an unseren Herd, um ihre Socken – eigentlich waren es keine richtigen Socken, sondern Lumpen – etwas zu trocknen. Sie hatten wunde Füße.

Welche Rolle spielte der Glaube während des Krieges?

Wenn wir im Keller saßen und die Granaten die Häuser beben ließen, griffen viele nach dem Rosenkranz. Das war die einzige Hoffnung der Menschen. Sie beteten, dass es schnell vorbei wäre. Wenn die Granaten einschlugen, zog mein Vater mir immer die Decke über den Kopf. Damit ich schlief und das nicht hören sollte. Aber unter der Decke wurde es so warm! Und dann habe ich mich wieder herausgewunden. Neben der Scheune stand plötzlich ein deutsches Funkauto. Auf dem kleinen Weg zur Scheune hatten die Deutschen eine große Antenne aufgestellt. Einige Tage lang stand die einfach da, bis die Deutschen irgendwann anfangen zu funken. Es dauerte nicht lange, bis die Amerikaner das spitzhatten und schossen. Wir hatten drei dicke Kirschbäume hinter dem Haus stehen, die sahen danach aus wie Kleiderständer. Und dann die Scheune, die Antenne, das Auto. Als sie anfangen, Strom zu produzieren und zu funken, waren sie schnell von den Amerikanern entdeckt worden. Als es in Bastogne richtig losging, und am Schumann hier oben, kam ein Tross mit Pferden, Fuhrwerken, Munition, alles Mögliche. Plötzlich hatten die Amerikaner den auch entdeckt. Da fuhren sie schwere Geschütze auf. Da knallte es aber gewaltig. Und danach erst ... Die Pferde wurden von der Straße auf einen Feldweg geschleift, damit der Verkehr passieren konnte. Weil wir keine Pferde mehr hatten, hatten mein Vater und ein anderer Bauer freies Land auf der anderen Seite der Straße. Der Weg war wegen der vielen toten Pferde unpassierbar. Auf der anderen Seite kaputte Autos, Fuhrwerke. Sie schleiften die Pferde dann erstmal in dieses Loch. Und dann fanden sie auch noch einen Soldaten unter den Pferden. Er wurde ordentlich neben das Loch gelegt. Das sind Dinge, die man mit ins Grab nimmt.

Wie erlebten Sie die endgültige Befreiung Luxemburgs 1945?

Wir hatten das Gefühl, dass die ersten, die kamen, aus dem Gefängnis kamen. Das waren Halbwilde. Klack, klack, klack, sie schossen einfach drauf los. Die waren aus Sing Sing. Das Schöne war, dass wir damals zum ersten Mal Schokolade bekamen. Das war diese in Wachspapier eingepackte dunkle Schokolade. Und Kaugummi. Das fanden wir toll.

Welche Erinnerungen haben Sie aus der direkten Nachkriegszeit?

Mein Vater fuhr mit dem Fahrrad in den Süden, um Vieh und Pferde zu finden. Wer hätte sonst das Land hier wieder in Ordnung gebracht? Wir mussten das Dach schnell abdichten. Da kam es zu Rangeleien, weil jeder der Erste sein wollte. Es gab damals trotzdem mehr Einigkeit als heute. Man half einander.

Wie würden Sie Ihre Heimat nach dem Krieg beschreiben? Wie sah Noertrange aus?

Der Kern des Dorfes sah nicht gut aus. Es gab ein schönes Haus, das der Familie Winandy, das hatte nicht viel abbekommen. Aber der Dorfkern und hier, die Häuser waren nicht mehr bewohnbar. Es wurden Arbeiter aus den Hüttenwerken zu uns geschickt, darunter auch Schreiner, Steinmetze. Einige schweißten Bleche auf die Dächer. Die Menschen freuten sich über ein dichtes Dach. Wir waren wild darauf, zu schießen. Wir trugen diese Pumfosen, in denen wir Karabiner versteckten. Dann konnte man das Knie nicht biegen. Eine Frau meinte: „Wenn von denen beiden einer ein steifes Knie hat, dann muss man aufpassen. Dann passiert wieder irgendwo etwas.“ Wir gingen dann schießen. Kaum zu glauben, dass uns nie etwas

passiert ist. Wir verstanden nichts davon. Wir nahmen die Granaten, die noch überall lagen. Die Tannen waren kniehoch abgeschnitten worden, damit keine Autos durchkamen. Dann nahm einer von uns die Granate, der andere die Hülse. Wir setzten sie auf den Baumstumpf und drehten, bis wir das Pulver hatten. In den Rand der Hülse schlugen wir unten mit einem kleinen Nagel ein Loch, das wir dann mit dem Pulver befüllten. Die kleinen Beutel mit Pulver befestigten wir oben und klopfen die Hülse wieder zu. Unten in das Loch steckten wir dann die Stangen hinein und traten mit dem Fuß darauf. Es durfte nicht brennen, nur zischen. Dann drehte die Granate im Kreis, bis sie sich hob und rot wurde. Und dann: „Peng“. In Schleif gab es eine Brücke über die Wiltz. Die Deutschen nannten sie „Teufelsbrücke“. Sie hieß so, weil jedes Mal, wenn sie sie repariert hatten und sie wieder mit den Pferden und den Wagen überqueren konnte, schossen die Amerikaner sie wieder kaputt. Als der Krieg dann vorbei war und die Amerikaner hier waren, hatten wir ja noch keinen Unterricht. Wir hatten einen kleinen Handkarren, mit dem wir ständig Leuchtspuren aus Schleif hochschleppten. Die Älteren hatten Leuchtrevolver und wir veranstalteten Feuerwerke. Wir brachten ihnen die Munition und sie schossen. Plötzlich sahen wir etwas unten im Dorf aufleuchten und gingen hin, um nachzusehen. Dort lag neben einer Scheune Gerste, in die so ein Leuchtteil gefallen war und die Feuer gefangen hatte. Wir liefen zum Besitzer. Ich nenne Ihnen seinen Namen nicht. „Es brennt!“ „Brennen lassen“, antwortete er. „Aber es ist bei dir!“ Da hieß es dann aber plötzlich, Frau und Kinder raus.

Wie kann man es verarbeiten, bereits als Kind so viele grausame Dinge im Krieg gesehen zu haben?

Das kann man nicht verarbeiten. Mir geht das Bild nicht aus dem Kopf, als dort, wo vorher unser Vieh stand, fünf selbstgezimmerter Särgen standen. Aus Holzdielen, denn sonst war nichts mehr da. Und der Bruder meines Vaters, der von Granaten zerrissen in einem Sack lag. Natürlich habe ich mir das angesehen. Kopf, Arm und Schulter in einem Sack. Das waren schlimme Bilder. Im Haus gegenüber lebten zwei ältere Personen. Die Frau kam zu uns und fragte meine Mutter, ob sie nichts hätte, ihr Mann würde verbluten. Er hatte einen Splitter in den Kopf bekommen. Meine Mutter gab ihr Kopfkissen, dieses und jenes. Aber es gelang ihr nicht, die Blutung zu stillen. Der Mann starb und wir nahmen seine Frau zu uns. Meine Mutter schickte mich zu ihr ans Bett. „Geh hoch und schau nach der Oma.“ Ich saß bei der Oma, als sie plötzlich nicht mehr atmete. Ich rannte zu meiner Mutter: „Komm hoch, die Oma atmet nicht mehr!“ Sie folgte mir und sagte mir, die Oma sei tot. Diese Bilder ... Ich kann Ihnen heute noch genau zeigen, wo das Bett stand, in dem die Frau starb. Das nimmt man mit ins Grab, das bekommt man nicht aus dem Kopf.

Welche Gedanken gehen Ihnen durch den Kopf, wenn Sie aus heutiger Sicht an den Krieg zurückdenken?

Mir tut es leid für die Menschen, die betroffen sind. Mütter mit ihren Kindern, die sich nicht selbst helfen können. Es ist unbeschreiblich. So etwas hätte nie wieder passieren dürfen. Wenn Sie mich vor einiger Zeit gefragt hätten, hätte ich nicht geglaubt, dass so etwas noch einmal in Europa passieren würde. Mütter und Kinder.